Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 16

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 16
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-669513

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XL. Jahrgang | Zürich, 15. Mai 1937 | Heft 16

Mainacht.

Durch die wolkige Maiennacht
Geht ein leises Schallen,
Wie im Wald die Tropfen sacht
Auf die Blätter fallen.

Welch ein ahnungsreicher Duft
Quillt aus allen Bäumen!
Dunkel weht es in der Luft,
Wie von Zukunftsträumen.

Da, ein Hauch, der auf mich sinkt,
Dehnt sich all mein Wesen,
Und die müde Seele trinkt
Schauerndes Genesen.

Müde Seele, hoffe nur!
Morgen kommt die Sonne,
Und du blühst mit Wald und Flur
Hell in Frühlingswonne.

Em. Geibel.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn. (Fortsetzung.)

16

Es waren eigentümliche Tage. Der Winter drohte über Waldenz. Er schrie in rauhen und wilden Winden, die durch das Tal brausten. Er kam und faßte gleichsam die Menschen mit eisigen Händen an: da bin ich! Und wenn er sah, daß sie erschrocken waren, so nahm er die Hand wieder von ihnen. Manchmal war der Morgen unbarmherzig kalt, und am Abend milderte sich das Wetter und war wieder herbstlich statt winterhart. Und wiederum kamen kleine Schneeschauer über das Dorf, so daß eben die Hänge weiß wurden und die Dächer. Sie verrauschten wieder. Der Winter stand gleichsam am Taleingang und sprang manchmal plötzlich dorfein mit einem lauten, schreckhaften Schrei und ging doch immer wieder. Immer wieder!

Huldreich Rot wartete auf Meta Hartmann. Sie kam nicht. Der Zufall oder ihre Absicht aber verhinderten auch, daß er sie traf. Aber kleine, stürmisch unruhige Briefe erreichten ihn. Er solle Geduld haben mit ihr! Sie könne ihn nicht sehen. Aber sie liebe ihn. Sie liebe ihn!

Huldreich zwang sich, ruhig zu sein. Innerlich zitterte er. Aber er wollte es nicht.

Frau Jakobea beobachtete ihn. Ihr herber Mund gewann an Härte des Ausdrucks. Sie wußte, daß das so kommen mußte! Auch ihr fiel auf, daß Meta Hartmann das Pfarrhaus mied. Aber sie frug den Sohn nicht nach dem Grund.

Inzwischen befremdeten Huldreich auch andere Dinge.

Steiner, der Wegknecht, war unfreundlich geworden. Er hatte ihn mehrmals angetroffen, und er grüßte kaum mehr. Auch manche andre aus der Gemeinde hatten ein verändertes Wesen. War dem so, oder bildete er, Huldreich, es sich nur ein? Schmidlin, der Sigrist — es war, als ob er das

Mäntelein seiner Unterwürfigkeit manchmal von sich tue und auflüpfisch sei, ein klein wenig auflüpfisch. Und Frau Trina! Seit einigen Wochen hatte er nicht mehr mit ihr gesprochen. Sie bedurfte seiner nicht. Als er sie aufsuchte, war sie das eine Mal oben im Ruchenberg, das andere Mal ließ sie ihm sagen, es täte ihr leid, sie habe zu tun und könne ihn heute nicht sehen.

Es waren eigentümliche Tage!

Frau Trina hatte ihr Gasthaus auf dem Ruchenberge eröffnet. Schon den ganzen Sommer war es offen gewesen und hatte die Besitzerin so in Anspruch genommen, daß ihre Gäste in Waldenz sie nicht häufig zu sehen bekamen. Unter diesen Gästen ging die Rede, Frau Stolz habe sich mit ihrem Berghause eine mächtige Last aufgeladen, sich überbaut und alles in allem falsch gerechnet. Einer von ihnen, ein älterer, gesprächiger Herr, einer von denen, die das Bedürfnis haben, jedermann unverlangt ihren guten Rat anzutragen, machte sich mit der Äußerung an Frau Trina heran: „Da haben Sie falsch gegriffen, liebe Frau, mit Ihrem Ruchenberg. Da haben Sie sich bös hineingeritten. Wenn ich raten darf, so — —"

Frau Trina stand mit unter der Brust gekreuzten Armen da. Ihre Stirn war in vielen Falten hochgezogen, so hatte ihr Gesicht den gewohnten, halb sorgenhaften, halb erstaunten Ausdruck. Aber in ihren Augen glomm ein verächtlicher Zorn. Sie hörte den Rater nicht zu Ende an. Langsam wendete sie sich von ihm ab, und weil sie hoch und hager war und er nur klein, sah sie auf ihn herab und glitt ihr Blick von ihm hinweg, wie man mit Unwirschheit sich von einem häßlichen Insekt abwendet, das einem in den Weg gelaufen. Dabei sagte sie etwas, das er nicht verstand, weil sie sich ihres Dialektes bediente, und von dem es gut war, daß er es nicht verstand, da es keine Schmeichelei für den Zudringlichen enthielt.

Der kleine Mann war beleidigt und sprach bei den Mitgästen harte Worte über Frau Trina. Er hatte nicht bemerkt, wie ihre Lippen fest geschlossen waren und ihre Stirn die Anzeichen der Starrköpfigkeit trug. In ihr war keinerlei Angst bezüglich ihres Unternehmens, nur Zorn darüber, daß man ihr nicht Zeit ließ, zu zeigen, was sie vermochte.

Vielleicht war die Zudringlichkeit jenes Fremden und die Empfindung, daß die übrigen Gäste mit einer Art spöttischen Mitleids auf ihr neues Unternehmen blickten, schuld, daß Frau Trina von da an zu niemand mehr von diesem sprach, auch zu Huldreich Rot nicht mehr. Der Sommer hatte dem Berghause wohl einige Besucher, doch nur wenige länger verweilende Gäste gebracht. Frau Trina rechnete auf den Winter. Nun war dieser Winter da, jedoch nicht wie sonst mit schwerem Schnee und heller Sonne über strahlenden Bergen, sondern ein kleinlich zänkischer Winter, der den Aufenthalt in den Höhen unleidlich machte. Selbst die Leute von Waldenz begannen jetzt daran zu zweifeln, daß Frau Stolz, zu deren Tatkraft sie sonst ein großes Vertrauen hatten, diesmal ihr Ziel erreichen werde. Wie vorher unter ihren Gästen geriet jetzt Frau Trinas Unternehmen im Dorf in den Mund der Leute. Bald merkte sie, wie sie von ihr sprachen. Sie fühlte die Blicke, die ihr folgten, ahnte, wie sie hinter ihrem Rücken die Köpfe zusammensteckten. Da strich sie oftmals erregt über den schon glatten Scheitel und zog sich in sich selbst zurück, war immer voll heimlichen Zorns, daß Fremde sich in ihre Sorge mischten. Denn Sorge hatte sie nun allmählich doch, aber wie alle starken Naturen wollte sie allein damit fertig werden. Von ihren Plänen und ihren Erwartungen hatte sie Huldreich Rot zu sprechen vermocht, gerne des jungen, tüchtigen Mannes Ansicht gehört, nun es sich um eine Not handelte, die sie sich selbst bereitet hatte, schmerzte es sie jäh und heftig, wenn andre daran rührten. Das waren die Gründe, warum sie auch Rot zu meiden begonnen.

Als Huldreich Gewißheit hatte, daß Frau Trina ihm auswich, faßte er den Entschluß, sie wegen ihres Benehmens offen zur Rede zu stellen. Er ahnte das, was in ihr vorging, aber unwillkürlich wurde ihm eng und bang, wenn er daran dachte. Mußte das sein, daß sie mit ihrer Sorge allein war? Mußte auch sie an ihm vorübergehen, seiner nicht länger acht und bedürftig?

Eines Morgens beizeiten ging er zu ihr. Er wußte, daß sie jetzt in ihrer kleinen Stube saß und die nötigen mündlichen und schriftlichen Anordnungen für den Tag traf. Sie konnte ihm nicht mehr ausweichen. Auf sein Klopfen rief sie: „Herein!" Eintretend sah er sie vor ihrem Schreibtische sitzen, die Brille an die faltige Stirn geschoben. Sie blickte ihn groß an. Dann errötete sie merklich; sie mochte ahnen, was ihn herführte. Sie stand auf, sprach ein überraschtes „Guten Morgen" und reichte ihm die Hand.

„Darf ich mich ein wenig zu Ihnen setzen?" fragte Huldreich.

Sie nickte und wies auf einen Stuhl.

„Wir haben uns lange nicht mehr gesehen," fuhr Rot fort. „Ich wollte ein paarmal — Sie wissen, daß ich Sie aufsuchte."

Sie bejahte und entschuldigte sich mit den Gründen, die ihm schon früher genannt worden waren. Dann folgte ein kurzes, bedeutsames Schweigen. Sie konnten beide nicht helfen, daß sie empfanden, wie auf einmal etwas Gestaltloses, Eigentümliches zwischen ihnen lag.

„Ich habe jetzt viel zu denken," sagte Frau Trina endlich.

„Sonst haben Sie mich an dem, was Sie beschäftigt, Anteil nehmen lassen, liebe Freundin," wendete Huldreich ein. Er ging offen auf die Sache zu, von der er sprechen wollte.

„Gewiß," gab sie zurück, „ich tue es noch immer, ich habe nur jetzt nichts zu erzählen."

„Wirklich nichts?" fuhr Huldreich fort. Er streckte gleichsam die Arme nach ihr aus, um sie zu halten, und sie drohte ihm dennoch zu entgleiten. Er empfand eine tiefe Angst. „Sie haben Sorgen, Frau Stolz?" fragte er dann noch einmal in aller Offenheit.

Sie wich ihm aus. „Wer hätte keine!"

Da wurde die Angst in ihm Herr. Er legte die Finger ineinander, um sich zu beruhigen. „Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, Frau Trina?" fragte er jetzt. Es kam aus zugeschnürter Brust.

Frau Trina pochte mit den Fingern spielend und in leisem Takt auf den Tisch. Nach einer kleinen Pause sagte sie: „Sehen Sie, lieber Herr Pfarrer, es gibt Dinge, über die ich nicht sprechen kann, nicht weil ich Ihnen nicht vertraue, Dummheiten, nein — aber weil — weil das, was mir jetzt zu denken gibt, nur m i c h angeht. Soll ich Ihnen noch mehr sagen? Ich — das Geschäft auf dem Ruchenberg geht nicht, wie es sollte. Aber — ich werde es schon hochbringen."

Das letzte sprach sie mit einer starken Stimme und erhob sich, ging einmal durchs Zimmer, kam wieder zurück und trommelte abermals auf den Tisch. Es war Gereiztheit in ihrer Haltung, ein Zorn, den sie nicht in Worten verriet und der doch aus ihren unbewußten Gebärden, ihrer schlichten, starken Erscheinung sprach: Laßt mich in Ruh! Ich habe weder um Euern Rat noch um Euer Mitleid gefragt! Plötzlich drehte sie sich um und hatte gewaltsam die Empfindlichkeit abgeschüttelt. Mit dem sichtlichen und hastigen Bestreben, den vorigen Gesprächsstoff zu vermeiden, fragte sie nach dem Pfarrhause, nach Frau Jakobea, nach allerlei Dingen, die weitab von demjenigen lagen, von dem sie vorher gehandelt hatten.

Huldreich gab Antwort, doch sprach er zerstreut, erschrak jedesmal, wenn sie etwas gefragt hatte, und mußte sich besinnen, was es gewesen war.

Endlich schlief die Unterhaltung ein. Unbehaglichkeit schlich sich in die Stube. Sie fanden beide nicht mehr wie sonst freie, herzliche oder vertrauliche Worte. Diese Unbehaglichkeit dauerte an, während Huldreich langsam seinen Hut nahm und aufstand. Er bemühte sich, freundlich zu sein. Die Frau hatte ihm nichts zuleide getan! Er sprach und sprach, wußte selbst nicht was. Dann ging er.

Frau Trina kam hinter ihm her bis zur Haustür. Sie trug ihm Grüße für seine Mutter auf, lud ihn ein, wiederzukommen. Für einen Augenblick kam nun ihr warmes, herzliches Wesen wieder zum Durchbruch; denn es war auch nicht das Kleinste an den Gefühlen der Hochachtung und der freundschaftlichen Zuneigung verloren gegangen, die sie für Huldreich Rot empfand. Dennoch wollte das Mißbehagen nicht weichen. Frau Stolz blieb oben an der Treppe stehen und sah dem sich entfernenden Pfarrer nach. Er verschwand. Nun — war sie doch froh, daß er gegangen war. Sie war nicht in der Laune, zu sprechen. Die Gedanken kamen jetzt wieder. Frau Trina rechnete, erwog, entschloß sich. Langsam und in diese Gedanken ganz versunken, kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Huldreich Rot hatte sie vergessen.

Und Huldreich Rot, der durch die Straße von Waldenz ging, wußte, daß dem so war. Es war, als empfinde er in der eignen Seele jede Regung, die in derjenigen Frau Trinas war. Sie konnte bei ihren Gedanken keinen Gefährten brauchen, darum schloß sie ihn, Huldreich, aus. Und nun war er allein hier, wie sie dort allein — —

Huldreich erwachte in diesem Augenblick zur Erkenntnis, daß er mitten durch sein Pfarrdorf ging. Er schaute sich um. Waren die Häuser nicht anders, fremder, weniger heimisch? Und halt, hatte der Bauer dort, der Lamprecht, nicht eben nur kühl gegrüßt? Und — und sahen ihn die Leute nicht sonderbar an?

Er stieß ein leises Aechzen aus. Es war ein Ringen nach Luft aus innerer Beklemmung. Dann schritt er hastiger aus und stieg gebückt, verlegen, wie ängstlich den Kirchhügel hinan.

Schmidlin, der Sigrist, bog droben um die

Kirche und trat in dieselbe hinein. Da erinnerte sich Huldreich eines Auftrags, den er für ihn hatte. Das Pflichtgefühl half ihm über die Gedankenqual hinweg. Er ging dem Manne nach. Aber er trat mit einem Empfinden von Furchtsamkeit in die Kirche. Es war ihm, als habe er auch von diesem hier, dem Sigrist, mehr gewollt, als ihm zukam, und hätte auch der ein Recht, befremdet zu fragen, warum er, Huldreich, in sein Leben dringe.

Die Kirche war dunkel. Ihre hohen, kahlen, weißgetünchten Steinwände erschienen kalt. An den hochgewölbten Bogen der Decke nur lag ein leises, bleiches Licht. Geheimnisvolle, dämmerige Stille füllte den Raum. Sie machte den Pfarrer, der sie doch kannte, erschauern. Unwillkürlich blieb er am Eingang stehen.

Der Sigrist war im Vorderschiff, wo die Kanzel sich befand, geschäftig. Er ging hin und her, mit leisen, schlürfenden Schuhen. Das Geräusch seiner schleichenden Schritte paßte in die eigentümliche Beleuchtung, die in der Kirche herrschte.

Er hatte das Eintreten des Pfarrers nicht beachtet. Der gewohnte Ausdruck von Demut war aus seinem kränklich schmalen, knochigen Gesicht verschwunden und hatte einem Zug von Gehässigkeit Platz gemacht. War ihm die Pflicht zuwider, der er eben oblag, oder gingen seine Gedanken mißliebige Wege? Die Züge trugen den Stempel einer verbitterten Verdrossenheit, die spitzige Nase hatte etwas von dem zornigen stoßbereiten Schnabel einer Krähe, und in der totenhaften Stirn, über der das dünne, schwarze Haar klebte, saßen senkrechte Risse.

„Sigrist," rief Huldreich Rot ihn an.

Der Angeredete duckte sich, als hätte jemand eine Geißel über seinem Kopf geschwungen. Dann wendete er diesen nach der Seite, wo Rot stand. Die Gebärde verbarg den Zorn darüber nicht, daß jener ihn erschreckt hatte. Mit der Halsstarrigkeit eines verzogenen Kindes setzte er den Weg nach der Sakristei, auf dem er sich eben befunden hatte, fort, als ob er Rots Anruf nicht gehört hätte.

Dieser erschrak tiefer. „Sigrist," wiederholte er laut; aber seine Stimme war unsicher.

Da drehte sich Schmidlin unwirsch um und kam mit seinen unhörbaren Schritten näher. „Der Herr Pfarrer muß einen nicht erschrecken," sagte er verdrossen.

Rot hatte den Kriecher nie so rebellisch gesehen. Der Vorgesetzte in ihm regte sich; er stand im Begriff, den andern zur Rede zu stellen.

Da schrumpfte die Gestalt Schmidlins wieder zusammen. Die alte Unterwürfigkeit kam langsam zurück. Er murmelte etwas davon, daß der Schrecken ihn ganz aus dem Geleise geworfen. Es war schon mehr Entschuldigung als Vorwurf. Dann klang die Stimme wieder süß und weich. Was der Herr Pfarrer wünsche, fragte er.

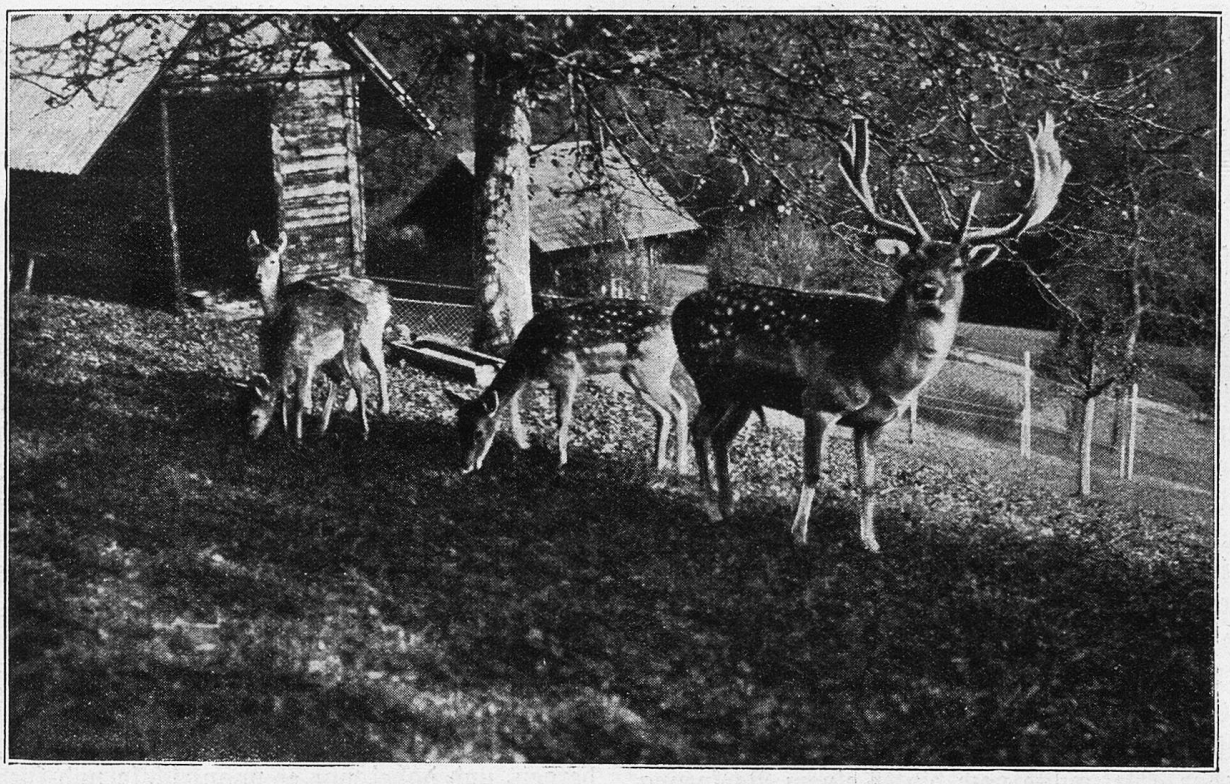
Huldreich teilte ihm pflichtgemäß mit, daß ihm für den nächsten Tag eine Taufe angezeigt worden sei und wies ihn an, sich dafür bereit zu halten.

„Gewiß," versicherte Schmidlin mit einigen Bücklingen.

Rot aber verließ ihn mit einem stillen Gruß. In seinem Innern war noch immer die Angst. Was war mit ihnen allen? Er hatte die Menschen zu verstehen gesucht, versucht, ihnen Freund zu sein. Aber anstatt daß er ihnen näherkam, wurden sie ihm fremder und fremder.

Er erreichte die Pfarrhaustür und stieg die Treppe hinauf. Aber in den kahlen Fluren schon wurde ihm enge. Der Atem stockte ihm und noch immer war ihm die Kehle wie verschnürt. Er trat in sein Studierzimmer, jedoch nur, um seinen dunkeln Wettermantel vom Nagel zu nehmen und umzulegen. Einen Augenblick zögerte er. Die Mutter mußte ihn gehört haben. Und er wollte ihr jetzt nicht begegnen. Verstohlen öffnete er die Tür und horchte. Ebenso vorsichtig schritt er dann abermals über den Flur und zur Treppe. Diese sprang er mehr hinab, als er sie ging. Wenn Frau Jakobea in diesem Augenblick nach ihm gerufen hätte, würde er nicht auf sie gehört haben. Er m u ß t e allein sein, mußte irgendwohin laufen, laufen! Die Unruhe seines Innern trieb ihn.

Es war eine der Stunden, in denen der Winter seinen Sprung ins Dorf tat, protzig und drohend, mit rauhen Fäusten um sich schlagend. Ein eisiger Wind traf ihn ins Gesicht, faßte den weiten Mantel und zerrte mit tückischen Griffen daran. Huldreich mußte einige Kraft aufbieten, um gegen ihn anzukommen. Er tat es mit zorniger Freude und vergaß für ein paar Schritte der Bedrängnis. Aber sie kam zurück und stach ihn, und er trug sie mit sich über einen schmalen Pfad an hängender Matte hinauf, einem Walde zu, durch den Wald zur Höhe. Es war ein Weg, der in einer der Alpen endete. Huldreich wußte, daß er sich weit vom Dorfe entfernte. Mittagessenszeit ging vorüber. Vielleicht fiel die Nacht ein, ehe er zurückkam. Die Mutter erwartete ihn umsonst daheim! Es kümmerte ihn nicht. Er mußte weiter, weiter; die innere Bedrängnis war



Der Wildpark beim Waldhaus Johannesburg bei Itschnach ob Küsnacht (Zürich). Phot. E. Oetiker, Küsnacht (Zch.).

wie ein Sporn, der ihn von der Stelle trieb, wenn er anhalten wollte.

Der Hang, den er überschritt, war gelb und dürr. Welke und faule Blätter und Nadeln bedeckten den feuchten, kotigen Waldweg, den er einschlug. Die Tannen, in die der Wind fuhr, rauschten und peitschten mit den Ästen. Huldreich meinte Menschenschatten zu sehen, die zwischen den Stämmen im Innern des Waldes hin und her glitten. Dürr und gelb war auch der Alpboden, den er, den Wald verlassend, erreichte.

Da lag ein ungefüger Felsblock an einer Bergecke. Er war grau und kantig, ein übler Gesell. Wer auf ihn hinaustrat, sah das Tal zu seinen Füßen, die Dächer von Waldenz und die Räuchlein, die sich heute mühsam aus den Kaminen schlichen. Hier hielt Huldreich Rot an. Der Block war nicht sein Ziel gewesen, aber er bedeutete einen Höhenpunkt auf seinem steilen Wege, und körperliche Ermüdung zwang ihn, eine Weile auszuruhen. Der Wind überfiel ihn mit wilderer Gewalt, als er auf die freie Ecke trat. Aber der tolle Überfall tat ihm wohl und ließ ihn verweilen. Er erkannte mit Zufriedenheit, daß er dem Sturm gewachsen war. Es gewährte ihm Freude, zu sehen, wie der Mantel flog und daß der Hut nicht mehr auf dem Kopfe saß, sondern er ihn abnehmen mußte, damit er ihm nicht entrissen werde. Um die Gestalt noch freier dem Winde zu bieten, trat er auf den breiten Block hinaus. Er hatte Mühe, sich zu halten, so mit Stößen und Stößen warf sich der Sturm gegen ihn und wehte ihm das Haar auf. Aber er blickte in die Tiefe und sah, wie hoch er über das Dorf hinausgestiegen war. Da schien ihm der Weg das rechte Bild seines eigentlichen und inneren Verhältnisses zu seinem Dorfe da unten zu sein. So wie er auf diesem Gange räumlich sich von ihnen entfernt, so entfernte er sich innerlich von ihnen in diesen Tagen. Mit vor Freude klopfendem Herzen war er vor Jahren zu ihnen gekommen. Eine Weile hatte er gemeint, ihre ganze Liebe zu besitzen und ihnen nötig zu sein. Nun drehte ihm einer nach dem andern den Rücken. Nicht aus bösem Willen, sondern aus innerer Notwendigkeit und weil das Leben es so fügte. Weil es diesen so formte und jenen so und weil aller Ziele und Gedanken auseinander gingen! Da stand er, Huldreich Rot, auf der Höhe und in der Einsamkeit und war im Leben ein ebenso einsamer Mensch wie jetzt in der Bergstille. Bald war da unten vielleicht keiner mehr, den sein Bleiben oder Gehen kümmerte! Bald, wenn er wirklich ginge, hätte da unten jeder sich in seinen Alltag zurückgefunden und ihn, Huldreich, vergessen.

Was der Wind kalt war! Er hüllte sich fester in den Mantel. Oder fror er aus der Armut seines Herzens? Sein Blick war trüb, er glomm wie ein in sich zusammensinkendes Feuer. Jetzt fand er, über das Dorf hinschweifend, die Hütte der Magdalena Gredig, die leer war und wo Huldreich die erste Enttäuschung erlebt, und jetzt haftete er an dem schönen Hause Hartmanns des Sägers!

Meta!

Es war ihm, als müßte er den Namen in den Wind schreien, ihn gleichsam mit einem der Sturmstöße hinabwerfen, daß er am Fenster Meta Hartmanns gellte. Sie würde aufschrecken und vielleicht kommen! Vielleicht! Der Herzschlag stockte ihm. War auch das schon unsicher? Es schien ihm, als sei Meta, das Mädchen, auf dem Wege zu ihm und stehe still und dann — wende sich langsam und gehe zurück, woher sie gekommen. Auch sie! Auch sie!

Eine helle, singende Männerstimme wurde in diesem Augenblicke von der Höhe des Berges her hörbar. Sie mußte noch hinter einem Vorsprung desselben schallen; denn es lag etwas Fernes und Gedämpftes in den Tönen, aber sie näherte sich und nun, offenbar da der Sänger die Wegbiegung umschritt, brach sie laut und kraftvoll auf Huldreich nieder. Sie war zu plötzlich aus der Stille des Berges und den Stimmen des Sturmes emporgetaucht, daß sie ihn nicht aus seinem Sinnen gerissen hätte. Scheu blickte er sich um, trat von dem Felsen zurück und suchte nach einem Weg, auf dem er dem Nahenden nicht zu begegnen brauchte. Er wollte nicht gefragt sein, was er hier suche, wollte gerade jetzt mit niemand reden. Auch klang ihm die Stimme bekannt, und es war nicht wahrscheinlich, daß er sich irrte. Noch war die Jagd offen, und Reinhard Fehr, der Lehrer, war ein eifriger Jäger. Sicher kam der von einem Gang auf Gemsen oder Murmeltiere zurück!

Huldreich war im Begriff, sich nach dem unter ihm liegenden Walde zu flüchten. Aber es war ein ziemliches Stück Weg bis dahin, und schon wurde die Gestalt des Lehrers hoch am Berghang sichtbar.

Huldreichs Wangen röteten sich. Er war verlegen und wußte nicht, wie er dem Freunde begegnen sollte.

Jetzt hatte dieser ihn erkannt und rief ihn schon von ferne mit froher Laune an.

„Was tun denn Sie hier, Herr Pfarrer?" fragte er, als er Rot gegenüberstand. Dieser legte seine Hand in die Reinhards. Im Augenblick, da er das tat, erschrak er vor sich selbst. War etwas in ihm selber anders geworden? Seine Gedanken jagten sich. Sie zeigten ihm den Freund und sich selbst. Er wohnte gleichsam als müßiger Zuschauer der Szene bei, wie die beiden, der Freund und er, einander begrüßten. Die zwei, fiel ihm ein, waren da in Waldenz Seite an Seite gegangen, beide gleich jung, frisch, gelenkig und die Schritte von ihrer jungen Zuversichtlichkeit beflügelt. Jetzt, auch jetzt war er, Huldreich, körperlich noch dem andern ähnlich, stark geschmeidig, allein — seine Hand, die in der braunen, rauhen des Lehrers lag, war fein, weiß und weich. Sie hatte beim Gruß fest zugegriffen, aber jetzt lag sie zuckend, untätig und wie ängstlich in der andern. Und was der Hand anhaftete, war dem ganzen Menschen eigen. Er, Huldreich, konnte dem Freund nicht in die Augen sehen! Eine Unsicherheit ohnegleichen haftete ihm an! Er schämte sich und wußte nicht weshalb. Zugleich gab er sich Mühe, diese Scham zu verbergen, und dabei war er unaufrichtig und sprach zu dem Freunde anders, als er dachte. Das war der Schrecken! War auch er selber falsch? Lag die Unaufrichtigkeit so ganz in der menschlichen Natur, daß sie auch in ihm plötzlich sich regte?

Reinhard sah ihn betroffen an und ließ seine Hand fallen. Er erkannte die krankhafte Unruhe, die in Rots Benehmen lag. Er wußte, daß letzterer über seine Kräfte arbeitete, hatte ihn auch schon früher gewarnt, sich mit seinen Pflichten nicht zu übernehmen. Der Gedanke durchzuckte ihn, daß eine Überreizung, eine geistige Zerfallenheit den Freund nach dem ungewohnten Orte getrieben.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Pfarrer?" fragte er ernsthaft. „Sie sehen schlecht aus — Sie —"

Huldreich überwand sich. Mit einer Stimme, die nur ihm noch fremd klang, sagte er: „Ich hatte einen dumpfen Kopf und entlief der Arbeit. Ich bin ohne zu wissen bis hier heraufgestiegen."

Damit trat er unwillkürlich den Heimweg an. Reinhard ging an seiner Seite.

„Ich habe Sie oft gebeten, sich zu schonen," fuhr dieser weiter. „Sie übertun es, Sie muten sich zuviel zu."

Huldreich gewann mehr und mehr die Fassung zurück. Er schüttelte den Kopf zu Reinhards Worten, behauptete, daß die Arbeit gerade das sei, was den Tag schön mache. Am Ende sprach er lebhaft von den gemeinsamen Pflichten, die ihnen der einbrechende Winter wieder auferlege.

Er erwähnte der Veranstaltungen, die sie andre Jahre gemeinsam getroffen hatten, Vorträge, Gesangsübungen, Jugendunterricht. Sie müßten nächster Tage wieder damit beginnen, meinte er. Die Hast, mit der er davon sprach, zeigte, daß er inne war, wie er in diesem Jahr spät an sonst liebe Pflichten herantrat.

Reinhard entgegnete, er würde ihn an diese Dinge gemahnt haben, wenn er nicht selber davon angefangen. Ihr Gespräch war so lang und eifrig, daß sie nicht bemerkt hatten, wie sie sich inzwischen schon Waldenz näherten. Sie standen hinter dem Walde, der fächerartig über Kirche und Pfarrhaus wuchs.

Da blickte Reinhard plötzlich mit leuchtenden Augen auf. „Jetzt kommt auch Mirrlein bald heim," sagte er auf einmal. Das Wort mußte ihn schon lange beschäftigt haben. Vielleicht hatte es die ganze Zeit, während er von all dem andern sprach, auf dem Grunde seiner Seele gelegen; denn es kam jetzt mit einer Freudigkeit über seine Lippen, in der etwas Befreiendes lag.

Erstaunen faßte Huldreich. Er sah den andern an. Die Freudigkeit, die in dessen Worten gelegen, war auch in seiner Erscheinung ausgeprägt. Auf den braunen Wangen, über dem ganzen Gesicht des Lehrers lag ein tiefes Rot.

„Nur noch wenige Tage geht es," fuhr er fort.

„Sie trifft am Weihnachtsabend hier ein," entgegnete Huldreich trocken.

Als sie dann weiter gingen, vermochte Fehr die Gedanken sichtlich nicht mehr von Mirrlein abzubringen. Er riß das Gespräch völlig an sich, wunderte sich, ob das erwartete Mädchen sich verändert hätte, ob es groß geworden sei, ob es noch einmal schreiben werde, ehe es komme, und so vieles mehr. Mirrlein war in jedem Satze.

Huldreich sagte wenig dazu. Er grübelte.

Als Reinhard an der Kirche von ihm Abschied nahm, fuhr er erschrocken zusammen. Er hatte nicht mehr gehört, was der andre sprach.

Sein Wesen befremdete Reinhard zum zweitenmal. Man wunderte sich im Dorfe über den Pfarrer. Jetzt fand auch er ihn sonderbar, höchst sonderbar. Über ihn nachsinnend, dann aber bald von andern, lieberen Gedanken heimgesucht, stieg er dem Dorfe zu. Er sah nicht, daß Huldreich Rot ihm bis an die Kirchenmauer gefolgt war.

Huldreich stand an die Mauer gelehnt und blickte ihm nach. Sacht, fast mit den Tritten des Schleichers Schmidlin war er dem Freunde nachgegangen. Er wußte nicht, daß er es tat. Er hörte noch immer, wie Reinhard von Mirrlein sprach. Alles Sinnen des Lehrers gipfelte sichtlich in der Heimkehr des Mädchens, in diesem selbst! Haha, in Mirrlein! Schau, schau! Darum suchte jener seine, Huldreichs, Freundschaft. Über ihn hinaus sah der Lehrer — das Mädchen!

Rot beugte sich über die Mauer hinaus und stierte dem andern nach. Auch der! Haha, der! Und — und — er selber! Falsch, alle falsch! Der Verdacht schüttelte ihn wie ein Fieber.

Er hob die Hände und griff sich an den Kopf. Gott, Gott, wo führte das hin! Die Qual im Innern und diese Wirrheit der Gedanken! Die Leere! Die Einsamkeit!

Er schritt mit unsicherem Gang dem Hause zu.

(Fortsetzung folgt.)

Von alten Schlössern und Burgen in der Ostschweiz.

Von Jacques Wellauer.

Zu den Wohnstätten, denen Sage und Poesie einen besonderen Reiz verleihen, auch wenn sie nur noch als spärliche, efeuumrankte Steintrümmer von ihren bevorzugten Standorten über die Lande hinausschauen, gehören die Burgen und Schlösser, die noch in großer Zahl in unserem Lande zu finden sind. Wer hätte nicht schon im Schatten des sie überwuchernden Laubwaldes von vergangenen Zeiten geträumt und sich gefreut an der Rundsicht auf Berg und Tal, Dorf und Stadt, die in malerischem Wechsel sich um sie ausbreiten!

Die Burgen und Schlösser, diese geschichtlichen Zeugen, die sich durch all die Jahrhunderte erhalten haben, verleihen jedem Landschaftsbilde einen besonderen Reiz und lassen vermuten, daß hier die geschichtliche Vergangenheit mit ehernem Griffel manch inhaltsschweres Blatt in das Buch der Geschehnisse im Laufe der Jahrhunderte geschrieben hat. Mit diesem Gedanken wollen wir unsere kleine Burgenfahrt in der Ostschweiz beginnen.

Nehmen wir Rorschach als Ausgangspunkt, in dessen Nähe zahlreiche Schlösser, wie das St. Annaschloß, Wartensee, Wartegg, Möttelischloß zu finden sind. Wenn wir mit der Rorschach-Heidenbahn aufwärts streben, sehen wir im schönsten Wiesengrün zur Rechten, auf aussichtsreichem Punkte das Schloß Wartensee. Es ist wohl im 13. Jahrhundert von st. gallischen